

Gottfried Kinkel.

Zu seinem 100. Geburtstag.

Am 4. August 1849 stand der 34-jährige Bonner Professor der Kunstgeschichte, der allbekannte Märchenpost, der so münchlich einfiel von „Otto dem Schütz“ gefangen, der demokratische preussische Abgeordnete Gottfried Kinkel vor dem Kasseler Kriegsgericht, das ihn wegen Teilnahme am pläzisch-badischen Aufstand aburteilen sollte. Er kämpfte um sein Leben und hielt eine Verteidigungsrede, die dann von seinen Freunden veröffentlicht wurde. Da sagte er:

„Wie oft habe ich das Wort hören müssen: ich sei ein schlechter Preuge! Das Wort hat mich verlegt. Ich habe stets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug diesen Süddeutschen ausgesprochen, daß die kräftigen Nordstämme die Herrschaft Deutschlands gewinnen werden. Das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratischen Kongresse hören, wie ich gegenüber anderen meiner Partei, die auf französische Bajonnette vertrauten, gegen jede Abrennung des Westens mich erklärt habe. . . Aber trotz alledem soll und muß ich ein schlechter Preuge sein, weil ich das gegenwärtige System bekämpfe. Nun wohlen — meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußens jetzt endlich eine lähne und starke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit inneres Thronfolger, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert (denn anders wird's nicht) Deutschland in Eins zu schmieden, und groß und geehrt bei unsren Nachbarn hinzustellen, was der inneren Freiheit wirklich und dauernd zu versichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militärlast, die jetzt so schwer auf Preußen drückt, gleichmäßig auf das ganze Deutschland zu verteilen, und vor allem den Armen in meinem Velle, als deren Vertreter ich mich fühle, Brot zu schaffen: — gelangt das Ihrer Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir teurer als meine Staatsideale, und die französischen Republikaner von 1793 weis ich zu schätzen, die hernach um Frankreichs Willen vor Napoleons Größe freiwillig sich beugten — geschähe dies also und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu seinem Vertreter zu wählen: ich würde einer der ersten Deputierten sein, die mit frohem Herzen rufen: „Es lebe das Deutsche Kaiserthum, es lebe das Kaiserthum Hohenzollern!“

Als diese Rede veröffentlicht wurde, richtete Karl Marx sie in einem Artikel der „Neuen Rheinischen Zeitung“ mit hartem und zornigem Hohn. Karl Marx hat niemals Kompromisse in dem Bekennnis revolutionärer Gesinnung gesamt und verzichen. Aus der Tiefe und Festigkeit seiner Gesinnung erhob sich sein wissenschaftliches Denken und sein politisches Handeln. So hörte er, ergrimmt und verachtend, den falschen Ton in Kinkels trotz allem nicht unmännlicher Verteidigungsrede; er erkannte, daß so niemand, auch nicht im Augenblick höchster Lebensgefahr, sprechen konnte, dem revolutionäre, demokratisch-sozialistische Gesinnung mehr als der Zufall zeitlicher Erregung, dem sie unveräußerliche Lebensnotwendigkeit war. Marx schaute sich nicht, durch seinen Artikel den im Justizhaus begrabenen Kinkel „die allgemeine Entrüstung der sentimentalen Schwindler und demokratischen Deklamatoren“ hervorzurufen. Er will ihn vielmehr durch seinen Angriff der „Amnestie denutzieren“, indem wir sein Bekennnis bestätigen, daß er nicht der Mann ist, für den man ihn zu halten vorgibt.

Heute sind wir geneigt, über den Charakter Gottfried Kinkels, sein Wirken und Wesen milder zu urteilen. Er hatte eben nicht die weltgeschichtlichen Maße eines Marx, er war ein eifrig schwärmender Bolstifter und ein lyrischer Sozialist, dennoch aber war sein Märtyrertum, das ihn als die vollstimmlichste Persönlichkeit der deutschen Revolution neben Robert Blum stellte, nicht unbedeutend, wenn man seine Art an der späteren Entwicklung des deutschen Bürgerthums mißt. Dagegen weiß der Dichter, von dem gerade die unbedeutendsten Kändeleien heute noch am Leben geblieben sind, nur in den Versen sich zu erheben, die in der Stunde des Standrechts und im Kerker entstanden. Merkwürdig bleibt Kinkel in seinen sozialistisch gefärbten Erzählungen und kunstgeschichtlichen Abhandlungen. Nicht vergessen endlich ist seine tapfere, dem Gatten geistig überlegene Frau.

Gottfried Kinkel ist am 11. August 1815 in Oberkassel bei Bonn geboren. Sein Vater, schon ein Sechziger bei der Geburt dieses jüngsten Kindes, war ein orthodoxer Pfarrer, seine Mutter eine pietistisch dunkle Natur. Das Elternhaus war unfroh, lastend, nichts Weltliches war in ihm erlaubt. Später betrieb sich der demokratische Agitator lieber auf seinen Großvater, der ein Gläubiger gewesen.

Gottfried studierte in Bonn und Berlin Theologie. In den Tagebuchaufzeichnungen seiner Jugend finden wir einen asketisch mit den Anfechtungen weltlichen Lebens ringenden, leicht schwärmerischen Menschen, der gleichwohl in mancherlei Deregungswirungen und tragische Konflikte verstrickt ist. 1837 wird er Privatdozent für Kirchengeschichte an der Universität Bonn. Auf einer Reise nach Südfrankreich und Italien entleibt er sich seiner väterlichen Erbschaft und war nun mittellos. In Bonn gab er, neben seiner Tätigkeit an der Universität, Religionsunterricht am Gymnasium und an einem Lehrerseminar; außerdem war er als Pfälzprediger in Köln angestellt.

In dieser Zeit fand Kinkel Johanna Model, die Tochter seines ehemaligen Lehrers am Bonner Gymnasium. Johanna war fünf Jahre älter. Sie war die geschiedene Frau eines Kölner Buchhändlers, dessen Noheit sie nur fünf Monate ertragen. In Berlin hatte sie in dem angeregten Kreise Bettina v. Arnims gelebt, sie war musikalisch hochbegabt, eine begehrte Musiklehrerin. Katholisch geboren, bekannte sie sich als Heidin. Ihre politisch radikale Gesinnung übte den entscheidenden Einfluß auf Gottfried, der von einer matt liberalisierenden Anschauung allmählich zur radikalen Demokratie sozialistischer Färbung überging; sie war eine sozialistisch gesinnte Frauenrechtlerin.

Zunächst betätigte sich freilich die innige Freundschaft der beiden sehr harmlos. Im Juni 1840 wurde feierlich der Wittäfersbund begründet, eine fröhliche Vereinigung, die jede Woche handhabeislich den „Raitäfer“, eine Zeitschrift für Nichtpflüster“ herausgab. In der Poetenrunde gehörte unter andern Geibel, auch Freiligrath untermischt mit dem Bonner Wittäfer persönliche Beziehungen. Gottfried Kinkel strömte die Verse leicht, abzu leicht. In dieser unbedeutenden Gesellschaft entstand auch jenes epische Gedicht „Otto der Schütz“, das bald in ungezählten Auflagen verbreitet war und ein Vorläufer jener Schaffelschen, Baumbachschen, Wolffschen ritterlichen Nohteraden waren, die das Publikum der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entzückten. In diesem Gedicht Kinkels ist alles eitel Rheinweingold, Lodenblond, Wehrgewitter und Rimmegeloie, und dazu blühende Jugend und verwegene Kraft, die Heldentaten mit weichen, garten, mädchenhaften Armen verübt.

Das rheinische Jdyl wurde bald gefährdet, schließlich zerstört. Die Freundschaft des protestantischen Theologen mit einer geschiedenen katholischen Frau erregte Anstöß und verfiel dem allgemeinen Klatsch. Man entzog Kinkel die Predigerstelle in Köln und zwang ihn durch geistliche Schlänen, auch den Religionsunterricht aufzugeben. Die Konflikte verhärteten sich, als die beiden im Mai 1843 sich heirateten. Auch die Treibereien an der Universität gegen den in seiner religiösen Rechtgläubigkeit verdächtigten Dozenten hatten kein Ende. Kinkel trat deshalb 1845 zur philosophischen Fakultät über und lehrte als unbesoldeter außerordentlicher Professor Kunst- und Kulturgeschichte.

Die Pariser Februarrevolution rief auch Kinkel in ihre ungeheure Bewegung. Er wurde nun in Bonn und Umgebung der

Organisator der demokratischen Partei. Er gründete den demokratischen Verein und einen Handwerkerbildungsverein, dessen Präsident er wurde. Er entwickelte eine reiche journalistische Tätigkeit. War er schon seit Anfang der vierziger Jahre für Cottas „Allgemeine Zeitung“ als Mitarbeiter tätig gewesen, so übernahm er jetzt die Redaktion der revolutionären „Bonner Zeitung“, das Handwerkerorgan wurde nach dem altrömischen Sklavenführer Spartakus getauft. Kinkel trat für eine deutsche, demokratische und sozialistische Republik ein. Er bekämpfte sich als Vorkämpfer des Proletariats, wenn auch seine sozialistischen Gedanken nicht über wenig bestimmte Abgemeinheiten hinauskommen mochten.

Zum Abgeordneten erwählt, ging er im Februar 1848 nach Berlin und hielt in der Zweiten Kammer wiederholt, als Mitglied der äußersten Linken, radikal-revolutionäre Reden. Nach Auflösung des preussischen Parlaments schloß sich Kinkel, leidenschaftlich aufgebracht, zu Taten gedrängt. Er nahm im Mai an dem Siegburger Justizhaussturm teil und schloß sich nach dessen Wählungen nach Eibersfeld, dann in die Pfalz. Zuerst Sekretär der Pfälzer provisorischen Regierung, trat er unter Willich in die Freiheitskämpferkompanie Besançon ein. Bei Durlach durch einen Streifschuss an der Schläfe verwundet, fiel er den Preußen in die Hände. Major v. Koont, der spätere Kriegsminister, schrieb damals nach Berlin: Kinkel ist verwundet in unsere Hände gefallen und leider nicht sofort erschossen worden. Eine ähnliche Bemerkung hand in der „Kreuzzeitung“. Kinkel wurde in Karlsruhe, zuletzt in Rastatt eingekerkert. Am 4. August wurde er vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festung verurteilt. Der kommandierende General des ersten Armeekorps der preussischen Operationsarmee v. Pirchfeld weigerte sich, das Urteil zu befähigen, er forderte die Todesstrafe. König Friedrich Wilhelm IV. versetzte das Urteil, indem er die Festung in Justizhaus veränderte; er nomnte das Vognabingung. Nach der Gerichtsverhandlung, als Kinkel das Todesurteil für wahrscheinlich hielt, schrieb er in seiner Zelle sein „Vermächtnis“. Er denkt des Proletariats:

Der müden schwielenharten Hand
Ein sanfter Los zu werden,
Du vierter Stand, Du treuer Stand,
Für Dich geh' ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für Euch zur Tat entschlossen,
Fall' ich um's nächste Morgenrot,
Vom Freudenblei durchschossen!

In diesen bedrückten Stunden formten sich ihm seine schönsten Verse, das pantheistisch träumende und männlich tropende Gedicht „Vor den achtzehn Gewehrmaschinen“:

Trommler, schlag an und fähr' mich zum Platz,
Nach dem Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Angel nicht,
Die mein Gebirn mit zerhauet!

Hinter den Kerkergittern Kinkels schrieb Kinkel auch seine denkwürdige Abhandlung: „Das erste Auftreten des Sozialismus in der Kaiserzeit“, die dem standrischen Maler Luinthin Malleis gewidmet war, der später als Held seines zum Eidi des „Schütz“ zurückkehrenden schließlichen Gedichts „Der Großhändler von Antwerpen“ verwendet wurde. Endlich verlagte er im Angesicht des Standrechts die sozialistische Erzählung „Die Heimkehrer“, eine Geschichte von den Ausgestoßenen der Gesellschaft.

Im Oktober 1848 wurde Kinkel im pommerischen Justizhaus zu Rangsdorf eingekerkert. Der menschenfreundliche Direktor veranlaßte ihn allerlei Erleichterung zu verschaffen. Das Epulen, das vorgeschrieben war, konnte ihm der Direktor nicht ersparen. Als die Kunde dieser Verhaftung in die Öffentlichkeit drang, ergriff ganz Deutschland Empörung. Das Bild des spielenden Kinkel wurde massenhaft verbreitet. Aus dem Rangsdorfer Justizhaus wurde Kinkel im April 1850 vor die Köhler Geschworenen wegen der Teilnahme am Siegburger Sturm verbracht und freigesprochen, was ihm freilich nichts nützte. Auf dem Rückweg unternahm er einen mißglückten Fischverkauf. Den nahm man zum Vorwurf, um ihn in das strengere Justizhaus zu Spandau zu schleppen.

Inzwischen hatte Frau Johanna, mit dem Schicksal tapfer ringend, unermüdet die öffentliche Meinung zugunsten Kinkels beeinflusst. Am organisierte sie seine Befreiung. Ihr half in diesen Bemühungen der junge Bonner Student Karl Schurz, der an der Seite Kinkels die rheinische Demokratie mitorganisiert hatte und später ein hervorragender deutschamerikanischer Staatsmann werden sollte. Eine russische Baronin stellte bedeutende Geldmittel zur Verfügung. Ein Justizhauswärter wurde bestochen, und Karl Schurz gelang es, Kinkel aus Spandau zu befreien — in der Nacht des 6. November 1850. In Rostock hatte ein Needer ein eigenes Schiff für die Flucht ausrücken lassen. So erreichte Kinkel das englische Asyl.

In London gelang es Kinkel, sich eine gesicherte Stellung zu erringen. Er hielt Vorträge, wirkte als Lehrer an einem College, wurde schließlich Examinator an der Londoner Universität. Seine Frau half der Familie durch Pflichtenverricht. Sie hat das Emigrantenleben in dem amerikanischen Roman „Hans Hebes in London“ höchst lebendig — noch heute lebenswert — geschildert. Politisch gehörte Kinkel zu jenen vom Marxigen Kreise belämpften Flüchtlingen, die der tolen Phantasie anhängen, von England aus Deutschland zu befreien. Er ist 1851 zu diesem Zweck in den Vereinigten Staaten von Amerika gewesen, um Geld für die revolutionäre „Deutschnationalanleihe“ zu sammeln. 1858 wurde ihm seine Frau, die schwer herkrankt war, durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster entzissen; das Gerücht eines Selbstmordes entsprach nicht den Tatsachen. Kinkel gründete noch die deutsche Zeitschrift „Germania“. Marx widmete dieser Tätigkeit, wie aus dem Briefwechsel mit Engels zu ersehen ist, recht unfreundliche Bemerkungen.

In Deutschland ist Kinkel nie wieder von den herrschenden Gemalten in Guaden aufgenommen worden. Er wurde 1865 als Professor der Kunstgeschichte ans Polytechnikum nach Jülich berufen. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege bewarb er sich dergleichen einmal um eine Professur in Straßburg. Man kann nicht sagen, daß er seinen politischen Idealen treu geblieben. Die deutsche Einheit begrüßte er, aber mit der inneren deutschen Entwicklung vermochte er sich nicht abzufinden. 1882 ist er gestorben. An seinem Grabe trauernten auch die Sozialdemokraten, zu denen er sich auch zuletzt noch zählte.

Kleines Feuilleton.

Wells über Englands wirtschaftliche Zukunft.

Unter den zahlreichen Betrachtungen und Artikeln, die anlässlich des Jahrestages des Kriegsbeginns in der englischen Presse veröffentlicht wurden, ist ein Zukunftsbild, das der bekannte englische Schriftsteller H. G. Wells im „Daily Chronicle“ entwirft, von besonderem Interesse. Wells betont die — vorläufig noch unsichtbare — Umwandlung und Knegehaltung, die durch den Krieg in Bildung begriffen sei und sich in künftigen Tagen so unfaßend zeigen werde, daß man mit vollem Recht vom Beginn eines neuen Zeitalters sprechen müßte. Er sieht als echter Engländer — im allgemeinen finanziellen Kampf, sojnagen im Gelde selbst, das treibende Element der Weltwirren und den Gefährter einer neuen Zeit. In weitestgehender Vermeidung aller politischen Betrachtungen und

militärischen Prophezeiungen fußt Wells das finanzielle Zukunftsbild Englands aus den wirtschaftlichen und sozialen Einwirkungen des Krieges zu entwickeln, wobei er die Ansicht vertritt, daß England seine führende Stellung als Finanzstaat werde aufgeben müssen: „Wir müssen annehmen, daß der Krieg noch lange dauern kann, und darum müssen wir uns auch mit dem Gedanken eines allgemeinen wirtschaftlichen Rückganges vertraut machen. Es scheint unabweisbar, daß die Vereinigten Staaten das Finanzzepter der Stadt London entziehen und nach New York verpflanzen werden. Sie können auf diese Weise die Bankiers und Gläubiger der meisten Staaten werden. England wird ausfallen, das „letzte“ Land der Welt zu sein. Dieses Vorrecht wird wahrscheinlich über den Atlantischen Ozean wandern. Das soll nicht heißen, daß es dem gewöhnlichen amerikanischen Bürger besser gehen wird. Aber die amerikanische Plutokratie vermag an die Stelle zu rücken. Die europäische Ausfuhr wird sich verringern, während die Einfuhr steigen wird. Die Vereinigten Staaten werden in vielen Beziehungen die Stellung in der Welt einnehmen, die England vor dem Kriege inne hatte. Man kann annehmen, daß die soziale Wirkung des Krieges auf die europäische Allgemeinheit einen unerwarteten Charakter tragen wird. Das allgemeine Volk trägt nicht so sehr die Kosten des Krieges, wie die vermögenden Leute und die Besitzer von Wertpapieren. Denn die Verjörung des bürgerlichen Lebens ist tausendmal geringer geworden, als man erwartet hatte und erhoffen durfte. Da es sich mehr als jemals um einen Krieg von Missionen handelt, mußte die Masse des Volkes mehr als in früheren Kriegen in jeder Beziehung gesund und kräftig erhalten werden. Auch in England kommt ein großer Teil der Kriegsausgaben dem Volke zugute. Die armen Klassen haben durch diesen Krieg keine so schwere Schädigung erfahren wie die Bank- und Finanzkreise. Doch während England ein reiches, plutokratisches Land war, wird es durch den Krieg zwar nicht dem Ruin, aber doch einer allgemeinen finanziellen Einschränkung zugezogen.“

Der Eichenhain der Gefallenen.

Die Eiche, Eichen- oder Lindenbäume zum Gedächtnis gefallener Soldaten anzupflanzen, ist seit dem Ausbruch des Krieges namentlich von einzelnen Dorfgemeinden vielfach geübt worden. Daß sich jedoch die Lirichaffen eines ganzen Kreises zusammentun, um in großzügiger Weise einen gemeinsamen Heim anzulegen, dürfte bisher einzig dastehen. Nach einem kürzlich gefassten Kreisbeschlusse im Landkreis Flensburg wird dort ein solcher Plan zur Ausführung kommen. Der Flensburger Landkreis umfaßt nicht weniger als 170 Gemeinden und Quatschorte, die sämtlich ein Eichenbäumchen zu dem erwähnten Zweck pflanzen werden. Im Lande „Angeln“, dem halb inselartigen, vom amnigen Meer der Schlei einerseits und dem Flensburger Meerbusen andererseits umschlossenen fruchtbaren Küstenkreis Schleswig-Holsteins, hat man eine ideale Stätte zur Errichtung des Heims gefunden. Inmitten dieser hümmungsvollen, wald- und buchsenschattigen und mit kleinen hügeligen Erhebungen durchsetzten Landschaft ragt der Schwersberg empor, von dessen Spitze der Wind nach Westen hin weht über die mit den blauen Tüpfeln seiner Landseen gesprenkelte Ebene schweift und in östlicher Richtung auf das wogende Meer hinausgeht. Hier, zu Füßen eines Wisnards-Turmes, sollen die 170 Eichen von 1915 ihre Wurzeln in die Erde schlagen. Jede von ihnen wird eine Tafel tragen mit dem Namen der Stifter-Gemeinde und ihrer gefallenen Söhne. Um eine wirklich würdige, Geschlechter überdauernde Erinnerungstätte zu erhalten, ist beabsichtigt, die Herstellung der Anlage, die schon bald in Angriff genommen werden dürfte, hervortragenden sachmännischen und künstlerischen Händen zu übertragen.

Eine Brutanstalt für Meeresfische.

Für geschlossene Gewässer ist eine rationelle Befischung längst angebahnt worden, sie findet zum Teil ihren Ausdruck in der Anlage von Brutanstalten. Ungleich schwieriger gestaltet sich die ökonomische Bewirtschaftung des Meeres, wiewohl auch hier die ersten Anfänge zu verzeichnen sind. In Norwegen besteht nach „Prometheus“ zu Hiddvigen (5 Kilometer von Arendal) nahe dem offenen Meere eine Vorbrutanstalt, mit deren Ergebnissen man recht zufrieden ist. Dampfschiffen beschaffen das stets frische Meerwasser für die Becken. Im Januar werden lebende laichfähige Dorche in die Behälter gesetzt und mit Deringen gefüttert. Im Mai ist das Laichgeschäft beendet, die Fische werden dann wieder freigelassen. Das Laichen geschieht während der Nacht, die Menge der abgelegten Eier scheint mit Temperatur und Futtermenge in Zusammenhang zu stehen und beträgt durchschnittlich 10—20 Tausend pro Tag. Die Eier werden in süßem Wasser von anhaftendem Fett und Schleim befreit und gelangen in die Brutkassette, die möglichst dem Sonnenlicht ausgesetzt ist, damit die Wirkstoffe schädlicher Bakterien und Pilze untaulich unterdrückt wird. Die Entwicklung der Eier dauert etwa drei Wochen. Die Jungen verbleiben noch etwa fünf bis sechs Tage in den Brutapparaten, bis dahin ist der Dottersack, der ihnen das Schwimmen sehr erschwert, verschwunden. Schon die kleineren Larven verzeuagen nicht ihre Nahrung. Ehe die Jungen angefangen haben selbstständig zu fressen, werden sie ausgelegt, und zwar immer in Fjorden, in denen die Wasserbewegungen möglichst langsam sind.

Notizen.

Das Deutsche Opernhaus hat eben seinen Spielplan für das Spieljahr 1915/16, das am 30. August beginnt, ausgegeben. Die Grundlage bilden die 38 musikalischen Bühnenwerke, die bisher zur Aufführung gelangten. Die neue Liste des Deutschen Opernhauses nimmt sich aus wie eine Wanderung durch die Geschichte der deutschen Oper. Eröffnet wird sie durch „Orpheus und Euridice“ von Gluck; es folgen „Don Juan“, „So machen's alle“ und „Die Fledermaus“ von Mozart; alsdann „Das Nachtlager von Granada“ von Kreutzer, „Stradella“ von Plotow, der „Waldschloß“ von Volz, die „Arlonierin“ von Meyerbeer und endlich von Richard Wagner „Der fliegende Holländer“, „Lambhäuser“ und die „Götterdämmerung“. Auch dürften gelegentlich kleinere Sachen aus der Frühzeit, die eine Erneuerung verdienen, wie „Herrmann'scher Arzt und Apotheker“, Schenks „Vorliebhaber“ eingeschoben werden; auch soll es durchaus nicht ausgeschlossen sein, daß aus besonderem Anlaß ein Werk von europäischer Geltung wie Bizets „Carmen“ dazwischen kommt. Auch Emetanas „Ivussa“ beabsichtigt Direktor Hartmann — für Berlin als Kneuerbeimung — aufzuführen. Endlich werden und einige Opernwerke von lebenden deutschen Komponisten in Aussicht gestellt, darunter auch die eine oder die andere Krausfärbung.

Ein deutscher Professor für Konstantinopel. Der Privatdozent für Geographie an der Heidelberger Universität Prof. Dr. Theodor erhält einen Ruf als Professor der Geographie an die Universität in Konstantinopel.

Fremdwörterbelämpfung mit Rat und Tat. Der Festungskommandant von Vorkum hat an die Geschäftsführer der Insel einen Ruf zur Belämpfung der Fremdwörter erlassen, in dem es zum Schluß heißt: „Die Kommandantur beabsichtigt zunächst nicht, in dieser Sache anordnend vorzugehen. Sie vertritt darauf, daß es bei dem patriotischen Sinn der Vorkumer nur dieser Anregung bedarf, um eine große Zahl von unschönen Fremdwörtern in Zeitungsanzeigen, auf Geschäftsbriefen, in Anpreisungen usw. zu beseitigen, deren Verbleiben wohl nur auf Gewohnheit und Unachtsamkeit beruht. Die Kommandantur ist jederzeit gern erbötig, hierbei, falls erforderlich, mit Rat und Tat zu helfen, z. B. durch Stellung von Arbeitern.“

